

Zeitschrift:	Mennonitica Helvetica : Bulletin des Schweizerischen Vereins für Täufergeschichte = bulletin de la Société suisse d'histoire mennonite
Herausgeber:	Schweizerischer Verein für Täufergeschichte
Band:	41 (2018)
Rubrik:	Kurzgeschichten zum Reformations-Jubiläum 2017 : die Perspektive des Zürcher Täufertums

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 02.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Kurzgeschichten zum Reformations-Jubiläum 2017

Die Perspektive des Zürcher Täufertums

Vorbemerkung

Der «Europäische Stationenweg» war Teil eines Reformationsjubiläums-Projekts, bei dem ein Geschichtenmobil («Truck») zwischen November 2016 und Mai 2017 quer durch Europa fuhr und in über 60 Städten Halt gemacht hat, die je einen eigenen Bezug zur Reformation haben. In diesem Truck gab es von allen Städten Geschichten zu hören und zu sehen – also auch von Zürich, wo das Geschichtenmobil am 6./7. Januar 2017 bei klirrender Kälte Halt im Hauptbahnhof Zürich gemacht hatte. Einzigartig am Standort Zürich war, dass das Projekt mit einer Reihe von Begleitveranstaltungen gemeinsam von der evangelisch-reformierten Kirche des Kantons Zürich und der Konferenz der Mennoniten der Schweiz geplant und durchgeführt wurde. Jede Seite steuerte sieben bis acht Geschichten aus ihrem jeweiligen Umfeld bei. Nachfolgend sind die Kurzgeschichten mit täuferrischem Hintergrund in leicht überarbeiteter Form abgedruckt. Näheres unter <https://r2017.org/europaeischer-stationenweg/blog/>.

Hanspeter Jecker

1

Die grösste Tragödie der Zürcher Reformation

Urs B. Leu

Um das Jahr 1500 erblickte Felix Manz das Licht der Welt. Er war der uneheliche Sohn eines Klerikers am Grossmünster namens Johannes Manz. Über seine Jugend- und Schulzeit wissen wir wenig. Er schloss sich früh der Reformation Huldrych Zwinglis an, der seit dem 1. Januar 1519 in Zürich predigte, und zählte zu einer Gruppe von jungen Leuten, die sich um den Zürcher Reformator scharzten. Dazu gehörte etwa auch Conrad Grebel, der aus gutem Haus stammte, aber während seiner Pariser Studienzeit durch übermässigen Alkoholkonsum und Beteiligung an einem Totschlag negativ aufgefallen war. Zwingli führte sie in die Bibel ein. Der neu entdeckte Glaube an Jesus Christus und sein Wort gab ihnen Sinn und Halt in ihren Leben. Was lag für sie näher, als die aus der Bibel erkannten Lehren für Leben und Glauben kompromisslos in die Tat umzusetzen?

Anlässlich der Zweiten Zürcher Glaubensdisputation vom Oktober 1523 mussten sie feststellen, dass ihr grosses Vorbild Zwingli bereit war, ausgerechnet in Fragen des Glaubens Kompromisse einzugehen. Es ging um die Abschaffung der katholischen Messe und die Beseitigung der Heiligenbilder aus den

Kirchen. Sie wussten alle, dass die Bibel sich gegen die Messe wie auch gegen die Götzenbilder aussprach. Für Zwingli war aber die Zeit noch nicht reif genug, den Rat und die Bevölkerung mit diesen Massnahmen zu konfrontieren. Er wollte zuwarten, bis die Zeit reif, der Rat selber zur Überzeugung gekommen war, dass die Abschaffung von Messe und Bildern dem eingeschlagenen Reformationskurs entsprächen. Im Unterschied dazu konnten Felix Manz und seine Gesinnungsgenossen nicht verstehen, warum ausgerechnet der Zürcher Reformer zögerte, die Anweisungen der Bibel in die Tat umzusetzen.

Der Graben zwischen Zwingli einerseits und Manz und seinen Gefährten andererseits vertiefte sich immer mehr. Ein nächster Diskussionspunkt stellte die Kindertaufe dar, die auch aus der Sicht Zwinglis nicht heilsnotwendig war. Im Unterschied zu seinen jungen Kritikern wollte er die Taufe dem kirchlichen Frieden zuliebe beibehalten und er versuchte seine Position nicht mit Argumenten aus der Bibel, sondern aus den Schriften des Kirchenvaters Augustin zu rechtfertigen. Am 17. Januar 1525 kam es zur ersten Zürcher Disputation über die Taufe, wobei der Stadtrat sich auf die Seite Zwinglis stellte und anordnete, dass alle Eltern, die ihre Kinder nicht innerhalb von acht Tagen taufen liessen, die Stadt verlassen müssten. Bereits am 21. Januar folgte ein weiterer Erlass: Manz und Grebel wurden mit einem Redeverbot belegt, über die Kindertaufgegner ein Versammlungsverbot verhängt und die nichtzürcherischen Täufer ausgewiesen. Am Abend dieses schicksalsschweren Tages wurde nichtsdestotrotz die erste Zürcher Erwachsenentaufe im Haus der Mutter von Felix Manz vollzogen, womit der Zweig des Täufertums geboren war, der sich über Jahrhunderte in den Mennoniten und Amischen fortsetzen sollte.

Die Folgezeit war für die Zürcher Täufer geprägt von unzähligen Mühseligkeiten, Geldstrafen, Einkerkerungen, Folterungen und Landesverweisen, bis es schliesslich 1527 zum Äussersten kam: zum Vollzug der ersten Todesstrafe. Felix Manz wurde am 5. Januar als erster, und leider nicht als letzter, Täufermartyrer in der Limmat ertränkt. Es war das erste Todesurteil, das im Kielwasser der noch jungen Reformationsbewegung gesprochen worden war, die sich ja selbst erst gerade aus dem tyrannischen System des Papstes befreit hatte. Eine Tragödie sondergleichen!

Lesehinweis: Urs B. Leu und Christian Scheidegger (Hg.), *Die Zürcher Täufer 1525 – 1700*, Zürich 2007.

2

Margret Hottinger – Täuferische Visionärin, Leaderfigur & Märtyrerin

C. Arnold Snyder

Margret Hottinger wurde in eine Bauernfamilie hineingeboren, die sich an vorderster Front für die Reformation engagierte. Margrets Vater, Jakob Hottinger der Ältere, war ein bibelkundiger Bauer im Dorf Zollikon und Teil des

grossen lokalen Hottinger-Clans. Ihr Onkel Klaus Hottinger war ebenfalls begeistert von der Reformation. Er war es, der ein öffentliches Kruzifix zerstörte, weshalb er im November 1523 von Zürich verbannt wurde. Kurz darauf wurde er im katholischen Luzern verhaftet und im März 1524 auf dem Scheiterhau-fen verbrannt. Heinrich Bullinger bezeichnet ihn als den «ersten Märtyrer» des evangelischen Glaubens in der Schweiz.

Die erste Erwachsenentaufe fand in Zürich statt, im Haus der Mutter von Felix Mantz. Die erste Täufergemeinde wurde aber nicht in Zürich, sondern am Tag darauf in Zollikon gegründet. Auch Margret Hottinger war vor Ort, als der charismatische Georg Blaurock mit Taufen begann. Blaurock sah in seinem Dienst die Antwort auf einen direkten Auftrag Gottes. In den frühen Tagen der Täuferbewegung war es durchaus nicht ungewöhnlich, dass Frauen wie Männer solche geistlichen Berufungen für sich beanspruchten. Bedenkt man, in welcher Familie Margret aufwuchs, erstaunt es nicht, dass sie früh getauft worden ist, wohl schon im Februar 1525.

Im November 1525 wurde Margret Hottinger festgenommen als Teil einer grösseren Täufergruppe. Nachdem sie verlangt hatte, dass die Obrigkeit ihr die Kindstaufe beweisen solle, wurde sie im Wellenberg, dem berüchtigten Gefäng-nisturm in der Limmat, eingesperrt. Nach vielen Monaten bei Wasser und Brot gab Margret nach und unterschrieb – wie einige andere auch – im Mai 1526 einen «Widerruf».

Aber Margret hat nicht wirklich widerrufen; und sie hat ganz sicher nicht «gehörcht». Einige Zeit später im Jahr 1526 tauchte sie in St. Gallen auf. Johannes Kessler schreibt in seiner Chronik, dass Margret «einen vorbildlichen Lebens-wandel führte, so dass sie von den Täufern geliebt und geachtet wurde». Kessler berichtete aber auch, dass sie oft auf eine Weise sprach, die viele nicht verstan-den haben und dass sie beansprucht haben soll, Gott zu sein und die Fähigkeit zu haben, Sünden zu vergeben. Auch wenn Letzteres eher unwahrscheinlich ist und manche Frage offen bleibt: Das gezeichnete Bild zeigt eine charismatische junge Frau, die in frühen Täuferkreisen sehr respektiert wurde – auch von Frau-en aus dem Umfeld des ekstatischen Spiritualismus in St. Gallen. Aber Margrets Beispiel zeigt, dass eine mit Gaben «gesalbte» Frau, wie sie eine war, nicht darauf wartete, von einer männlichen Autorität berufen zu werden: sie glaubte, von Gott selbst berufen worden zu sein und handelte folglich mit einer für ihre Zeit untypischen Freiheit.

Die Schleitheimer Artikel von 1527 markieren einen Wendepunkt im Schweizer Täufertum. Sich gegen jene wendend, welche «die Freiheit des Geistes» praktizierten, schrieben die Artikel eine verbindliche männliche Leitung der Kirche fest. Die letzte Wahl, das eigene Leben zu opfern, war allerdings etwas, wo Frauen und Männer gleichermaßen «frei» waren. Im Jahr 1530 wur-den einige Täufer – inklusive Jakob Hottinger der Ältere, seine Tochter Margret und sein Sohn Felix – verhaftet, als sie versuchten, nach Mähren, dem gelobten Land der Religionsfreiheit, zu flüchten. Margret lehnte es ab zu widerrufen, und wurde daraufhin als Täuferin ertränkt. Ihr Vater Jakob wurde enthauptet und ihr Bruder Felix aufgrund seines jungen Alters freigelassen. Einer Erzählung nach wurde Margret wieder aus dem Wasser gezogen und erneut aufgefordert,

zu widerrufen. Ihre Antwort war: «Warum habt ihr mich herausgezogen? Das Fleisch war schon fast bezwungen!» Mit diesem Satz war ihre definitive Exekution besiegt.

Obwohl die charismatisch-prophetische Phase des Schweizer Täufertums nur kurz war, haben Frauen nicht aufgehört, «geist-geleitete» individuelle Entscheidungen zu treffen. Dass auch der Geist berufen konnte, mag durch die in Schleitheim beschlossene Gemeindeverfassung in den Hintergrund gerückt sein, ganz erloschen ist dieser Ansatz aber nicht

(Übersetzung Larissa Jecker)

3

Konrad Winkler, Hirte der einfachen Leute

C. Arnold Snyder

«Je weniger ein Mann gebildet ist in menschlichen Techniken und gleichzeitig dem Göttlichen ergeben ist, desto deutlicher offenbart sich ihm der Geist Gottes ... Es ist nicht die Aufgabe von ein oder zwei Spezialisten, die Schrift zu deuten, sondern von allen, die an Christus glauben.»

Dies verkündete Ulrich Zwingli im Jahr 1522 in einem Anflug von reformatorischem Optimismus. Obwohl er kurze Zeit später seine Meinung darüber änderte, wem es gestattet ist, die Schrift zu interpretieren, waren Zwinglis frühe Worte eine passende Beschreibung von Konrad Winkler: ungelernt, dem Göttlichen ergeben und eifrig bestrebt, die biblischen Texte gemäss der Erkenntnis, die ihm gegeben wurde, auszulegen.

Konrad Winkler, der von einem Zeitgenossen als «kräftiger junger Bursche» beschrieben wurde, kam ursprünglich von Wassberg bei Maur am Greifensee, rund zehn Kilometer südöstlich von Zürich. Über seinen Beruf ist nichts bekannt, aber wir wissen heute, dass Konrad Winkler 1525 zur Überzeugung gekommen war, dass die Schrift – richtig gelesen und verstanden – zum Aufbau einer Kirche aus engagierten, getauften Erwachsenen führen werde. Die Zürcher Theologen und Magistraten jedoch bezeichneten diese Lesart der Schrift als illegal. Konrad Winkler schwankte und widerrief seine Aussage unter Eid im März 1526. Dennoch liess er sich kurz darauf taufen und begann, sich in den illegalen täuferischen Untergrund-Gemeinschaften nördlich von Zürich zu engagieren.

Winklers nun einsetzende Tätigkeit als Täuferlehrer war umso bemerkenswerter, als wir aus einer Gerichtsakte wissen, dass er «weder schreiben noch lesen» konnte. Konrad Winkler war ein ungebildeter – oder besser: ein halbgbildeter – täuferischer Evangelist und Lehrer. Er bezeugte später, dass er aus dem Neuen Testament lehrte, was in seinem Fall hiess, dass er biblische Texte memorierte und zitierte, die spezifische Themen behandelten: Taufe, Kirchendisziplin, Abendmahl, Leben in Heiligung. Diese Praxis, relevante Bibelverse wie bei einer Konkordanz rund um einzelne Themen zu organisieren, war bei

den Täufern eine übliche Art, die Schrift zu lehren und Konrad Winkler war besonders begabt in dieser Kunst.

Winkler wurde von vielen Täufern, die 1528 und 1529 festgenommen und von der Zürcher Obrigkeit befragt wurden, als «Lehrer» bezeichnet. Die Zeugen-aussagen belegen, dass Winkler vor allem im Zürcher Unterland bei Bülach, Embrach, Winkel, Regensdorf, Neerach und Dielsdorf aktiv war. Winkler selbst bestätigte, dass er auf Feldern und in Scheunen gepredigt und Menschen getauft hat. Er reiste als Wanderprediger weit umher und lehrte sowohl in der Region Baden als auch in Basel, wo er im Sommer 1528 festgenommen und mit Ruten aus der Stadt getrieben wurde. Im Juli desselben Jahres kehrte er erneut nach Basel zurück und noch einmal im Jahr 1529, als er zum letzten Mal vertrieben wurde. Nach seiner Festnahme durch die Zürcher Obrigkeit im Dezember 1529 bezeugte Winkler, dass er so viele Menschen getauft habe, dass er sich nicht mehr an die Anzahl erinnern könne.

Konrad Winkler wurde zum Tod verurteilt und am 20. Januar 1530 in Zürich in der Limmat ertränkt. Dieser ungebildete Hirte der «einfachen Leute» aus der ländlichen Schweiz verkündigte eine Reformations-Botschaft der Umkehr, er predigte ein neues Leben durch die Taufe, die Einbettung in eine kirchliche Gemeinschaft, die von einvernehmlicher Ermutigung und Korrektur geprägt ist, und die aktive Fürsorge für die Armen und Notleidenden. Außerdem kritisierte er scharf jene Pfarrer, die vom Zehnten und den obrigkeitlichen Pfründen profitierten und die nicht Zeugen des neuen Lebens in Christus waren – ein Thema, das vielen von seinen ungebildeten Zuhörern gefallen hat. Winklers einfache biblische Botschaft war eingängig, sie konnte gut behalten und leicht weitergegeben werden.

Darum war es für die Obrigkeit äußerst schwierig, diese Botschaft auszutilgen: Auch mit all den Möglichkeiten der polizeilichen Repression konnte sie nicht verhindern, dass da, wo Menschen leben, sie auch miteinander reden. Und nur Personen, die das Reden verlernt haben oder von Angst gelähmt sind, werden nicht mehr aussprechen, was in ihren Köpfen und Herzen vor sich geht.

(Übersetzung Larissa Jecker)

4

«Vor der eigenen Türe wischen» – Ein Plädoyer für Demut und selbtkritische Bescheidenheit

Hanspeter Jecker

Alles besser wissen und selber immer recht haben wollen ist das eine, am andern keinen guten Faden lassen, das andere. Hier Freund, dort Feind – seit Jahrhunderten sind dies bewährte Zutaten für Konflikt und Streit. Tragisch ist, dass in der Geschichte meist Hardliner den Ton angegeben haben. Selbtkritische Stimmen und auf Ausgleich zielende Personen fanden kaum Gehör. Weder in der Politik, noch leider allzu oft auch in den Kirchen ...

Umso eindrücklicher sind Menschen, die es dennoch geschafft haben, sich zwischen den Fronten zu positionieren und sich gleichwohl bisweilen Gehör zu verschaffen. Eine solche Person ist der aus dem zürcherischen Stein am Rhein stammende Hans Jakob Boll (ca. 1558–1623). 400 Jahre ist es her, dass eine kleine Schrift von ihm landesweit Aufsehen erregt hat. Anlass dazu war die von der reformierten Zürcher Obrigkeit – mit Zustimmung der Kirche – vollstreckte Hinrichtung des Täufers Hans Landis von Wädenswil im Herbst 1614.

Hans Jakob Boll war früher selbst Täufer gewesen, mittlerweile allerdings wieder reformiert geworden. Aber die Art und Weise, wie diese zwei kirchlichen Bewegungen miteinander umgingen, liess ihm keine Ruhe mehr. Auch in seiner neuen Heimat – Boll wohnte nun im Bernbiet – ging die Obrigkeit mit ähnlicher Härte gegen die Täufer vor. Seine Gedanken packte Boll darum in ein Traktat, das er 1615 in Basel anonym drucken liess mit dem Titel: «Christliches Bedenken, ob es einem Evangelischen Christen gebühre, jemanden um des Glaubens willen zu verfolgen.»

Der Inhalt der Broschüre bestand vorwiegend aus Zitaten der Reformatoren Luther und Zwingli, die in jungen Jahren gegenüber der katholischen Kirche grössere Freiheiten für Glauben und Gewissen gefordert hatten. Genau diese Argumente nahm nun Boll geschickt in Anspruch, um bei seinen reformierten Landsleuten dafür zu werben, den Täufern dieselben Freiheiten zu gewähren, die Luther und Zwingli früher für sich in Anspruch genommen hatten.

Hier eine eindrückliche Passage aus seinem Nachwort:

«Es ist mein Herzenswunsch, dass bei uns Evangelischen aller Fleiss angewandt werde, dass die an uns Irre Gewordenen (d. h. die Täufer) wieder gewonnen und dazu bewegt werden, zurück in unsere reformierte Kirche zu kommen, damit wir miteinander in christlicher Einigkeit leben können. Dazu wüsste ich kein besseres Mittel, als dass wir zuerst vor unserer eigenen Türe wischen, dass wir Christi Weisungen fleissiger befolgen und dass wir ihnen ein gutes Vorbild sind. Denn sonst sind alle gelehrten Schriften, alle Gewalt und Zwangsmassnahmen vergebene Mühe – und die Täufer werden in ihrer Meinung eher bestärkt als nachgiebig. Darum lasst uns mit Gottes Hilfe unsere eigenen Fehler und Mängel verbessern, so dass wir nicht nur in einem leeren Wahnglauben, sondern in einem wahren Glauben erfunden werden, mit dem wir einander in christlicher Geduld, Sanftmut und Liebe helfen und beistehen. Dies – und nichts anderes – ist mein einziges Ziel mit dieser ‹kleinen Arbeit›!»

Ende Januar 1616 erfuhr die Berner Obrigkeit von dieser «kleinen Arbeit». Unverzüglich forschte sie nach dem Autor dieser ungeliebten Toleranzschrift. Als sie Boll endlich aufgespürt hatte, wurde er sogleich inhaftiert und intensiven Verhören unterzogen. Alle Traktate wurden vernichtet, um die Weiterverbreitung dieser gefährlichen Gedanken zu unterbinden.

Zum Glück ist wenigstens EIN Exemplar in der Schweizerischen Nationalbibliothek in Bern erhalten. Es bezeugt, dass es wohl immer und überall Menschen mit Zivilcourage gegeben hat, die sich im Namen des christlichen Glaubens für Demut und selbtkritische Bescheidenheit, für Duldsamkeit und Menschenliebe eingesetzt haben. Und die dies getreu dem Ratschlag Jesu getan haben: «Seid klug wie die Schlangen, und ohne Falsch wie die Tauben» (Mt 10,16). Ihre Stimme mag schwach gewesen sein, aber sie ist gehört worden und hat zum Nachdenken angeregt.

Koexistenz, Konflikt und Kommunikation zwischen reformierten und täuferischen Nachbarn in Zürich

David Y. Neufeld

Der Konflikt zwischen Menschen, die sich nahe stehen, ist oft der am schwierigsten lösbare. Der Zorn, der die Beziehung zwischen den ersten Täufern und ihrem ehemaligen Mentor Zwingli prägte, stammte massgeblich aus dem Vertrauensverlust zwischen Personen, die einst das Wort Gottes gemeinsam studiert hatten. Und er nährte sich aus dem Gefühl, von der Gegenseite verraten worden zu sein. Überhaupt war die gegenseitige Intoleranz oft charakteristisch für die Beziehungen zwischen reformierten Geistlichen und Kirchenmitgliedern auf der einen und Täufern auf der andern Seite.

Bis in die Mitte des 17. Jahrhunderts lebten Angehörige beider Gruppen aber als Bauern und Handwerker nebeneinander auf dem Zürcher Territorium. Miteinander verbunden durch verwandtschaftliche, kulturelle und wirtschaftliche Bande beschuldigte man sich gegenseitig, diese Zusammengehörigkeit zu zerstören oder sich an einer moralischen Heuchelei zu beteiligen.

Endgültig beendet wurde die Koexistenz dieser beiden Religionsgemeinschaften durch eine Welle von anti-täuferischer Repression, die vom Zürcher Stadtrat in den 1630er Jahren ausgelöst wurden. Dieses Vorgehen prägte die Schicksale der lokalen täuferischen Bevölkerung sehr nachhaltig, wie das Beispiel des Täuferlehrers Hans Müller aus Edikon zeigt.

Dreimal war er teils für längere Zeit in Zürcher Gefängnissen eingesperrt und von seiner zeitweise ebenfalls inhaftierten täuferischen Frau Anna Peter und den kleinen Kindern getrennt. In zahlreichen Verhören versuchte Müller, die zwischen Täufern und Reformierten aufgerissenen Gräben zu überbrücken. Mündlich und schriftlich trat er bei den Behörden für ein Ende des religiösen Zwangs ein. Wiederholt wehrte er sich als Sprecher der gesamten täuferischen Gemeinschaft gegen den Vorwurf des Ungehorsams und der Gewalt.

Weil er selbst aber nicht von seinen Überzeugungen abwich, blieb Müllers Intervention erfolglos. Um 1650 verließ seine Familie, zusammen mit vielen anderen Täuferinnen und Täufern, die zürcherische Heimat definitiv. Der Haushalt von Hans Müller und Anna Peter wurde aufgelöst, ihr Besitz verpachtet und gegen sie wurde eine Strafsteuer von 1'000 Gulden erlassen.

Anlässlich einer früheren Haftstrafe war Müller 1646 von zwei führenden Theologen der Zürcher Kirche im Gefängnis besucht worden. Dabei kamen zum wiederholten Male diejenigen Punkte zur Sprache, die zwischen Reformierten und Täufern kontrovers waren: Taufe und Kirchendisziplin, Waffenträgen, Beteiligung an politischer Verantwortung, sowie das Schwören von Eiden. Müller gab eine Zeitlang bereitwillig Auskunft. Doch als sich ihre Unterhaltung dem

Ende näherte, hielt er inne und zog eine eindrückliche Bilanz über die vielen Jahre der theologischen Debatte:

«Wir haben diese strittigen Artikel miteinander in Schlössern, im Rathaus, in Gefängnissen und in Kirchenräumen besprochen. Ihr kennt alle unsere Meinungen, und wir kennen die Euren. Ihr wollt nicht weg von euren Positionen, und auch wir halten die Grundlage unseres Glaubens für nicht weniger gut begründet. Ich habe oft gesagt, dass ich darüber nicht weiter streiten möchte, denn dies macht ja alles nur noch schlimmer, nicht besser. [...] Ich möchte einfach nicht mehr in der Ungnade der Behörden sein. Ich möchte das Heil erlangen durch das, was ich glaube; und ihr wünscht für euch ja das gleiche.»

Müllers Votum ist nicht diktirt von Zorn oder Furcht, sondern eher von Resignation. Er hat gelernt, dass Mitglieder von Religionsgemeinschaften, die sich gegenseitig ablehnen, die Fähigkeit verloren haben, einander echt zuzuhören. Kurz danach wurde das seit mehr als 100 Jahren dauernde Gespräch zwischen Reformierten und Täufern in Zürich beendet – auch wenn es ein Gespräch war, das nie auf Augenhöhe erfolgte und oft eher Teil der Repression als Ausdruck eines seriösen Dialoges war.

In den letzten Jahren hat diese lange Zeit der abgebrochenen Kommunikation und des Schweigens zwischen Reformierten und Täufern ein Ende gefunden. Die Bemühungen, sich an der Versöhnung Christi zu beteiligen, haben die Trennmauer der Feindseligkeit durchbrochen (Eph 2:14), und infolgedessen haben sich Gelegenheiten ergeben, gemeinsame Überzeugungen zu entdecken und alte Konflikte auf konstruktivere Weise anzusprechen.

Das Wissen um die gemeinsame Vergangenheit inspiriert dabei die neuen Gespräche. Es ruft sowohl das Versagen früherer Zeiten in Erinnerung, ermutigt aber auch zu mehr Treue und Glaubwürdigkeit für die Zukunft.

*Lesehinweis: Christian Scheidegger, «Reformierte und Täufer in Zürich zwischen Konsens und tödlichen Konflikt: ein Beitrag zur Toleranzforschung», in: *Reformed Majorities in Early Modern Europe*, ed. J. Marius J. Lange van Ravenswaay and H. J. Selderhuis, Göttingen, 2015, 342-58. Michael Baumann (Hg.): *Gemeinsames Erbe. Reformierte und Täufer im Dialog*. Zürich 2007.*

6

Flucht aus dem Gefängnis Oetenbach. Heinrich Funk und die Weber von Rossau

Daniel Gut

Mit beiden Füssen tritt Heinrich Funk in die Pedale. Der hölzerne Mechanismus des Webstuhls rattert und knallt, das Schiffchen schiesst durchs Fach, die Schäfte mit den Kettenfäden vollführen im Zweivierteltakt endlos gleiche Auf- und Ab-Bewegungen. Während Funks Hände rhythmisch arbeiten, ziehen durch seinen Kopf die Bilder der Waisenkinder, Bettler, Huren, Diebe und Säufer, welche er im erst kürzlich zum Zürcher Waisen- und Zuchthaus umgebauten

ehemaligen Kloster Oetenbach kennengelernt hat, wo er seit dreieinhalb Wochen in Haft sitzt.

Funks Eltern leben in Obermettmenstetten und gehören zur selben Gesellschaftsschicht wie die meisten seiner Mitgefangenen. Sein Vater ist ein Taglöhner, der ausser einem mit Schulden belasteten Dach über dem Kopf nichts Eigenes besitzt, seine Mutter brachte nach der Geburt von Heinrich in kurzen Abständen vier Kinder zu Welt, die wirtschaftlichen Verhältnisse wurden knapper und knapper. Ums Jahr 1632 verdingten ihn deshalb Jakob Funk und Anna Kolb im Alter von vierzehn Jahren an den Webermeister Heinrich Bär ins Nachbardorf Rossau. So hat er wenigstens genug zu essen, dachten sie, und lernt ein Handwerk, das inskünftig mehr Lohn einbringt als die ihm in die Wiege gelegte Arbeit als Bauernknecht und Spinner.

Das Siebzig-Seelen-Dorf Rossau gehört zur Pfarrei Mettmenstetten in der Vogtei Knonau. Rund um Heinrich Bärs verwitwete Schwiegertochter Verena Isler und den Schmied Uli Wegmann hat sich hier in den letzten Jahren eine Täufergemeinschaft etabliert, zu der nebst dem vermögenden Landwirt Heinrich Ringger und dessen jüngstem Sohn Hans auch die bei Bär arbeitenden Webergesellen zählen. Funk fand in dieser Gemeinschaft seinen Platz. Als er vor Weihnachten 1636 zum Religionsunterricht aufgeboten wurde, erklärte er dem Pfarrer, er wolle keine Unterweisung, er verzichte aufs Abendmahl, er habe in der Reformierten Kirche nichts verloren. Nachdem auch der Landvogt, Funks Eltern und Taufpate Heinrich Huber, ein Vertreter der dörflichen Oberschicht, nichts ausrichten konnten, denunzierte ihn der Ortspfarrer bei der Ob rigkeit in Zürich.

Am 10. Juni 1637 wurde der knapp zwanzigjährige Funk gefesselt in die Stadt geführt. Sein Gewissen habe ihn dazu getrieben, nicht mehr zur Kirche zu gehen, sagte er, als man ihn im Rathaus verhörte. Und er bleibe dabei; er wolle weder sich selbst noch andere verraten. Die staatliche Täuferkommission setzte angesichts seiner Jugend auf die Möglichkeit eines Gesinnungswandels und wies ihn in die Oetenbacher Webstube ein, abgeschirmt vom ihrer Meinung nach schädlichen Einfluss seiner ebenfalls inhaftierten Glaubensgenossen. Funk weiss, dass er die schwarze, von der Zuchthausverwaltung grossspurig «Oetenbach-Tuch» genannte Stoffbahn, an der er gerade webt, nie fertigstellen wird; nicht das Tuch wird wachsen, sein Körper wird aus sich herauswachsen, aus dem Gefängnis hinaus in die Freiheit. – «Es hat sich vorgestrigen Tags Heinrich Funk von Mettmenstetten der Werkstatt im Oetenbach ganz unvermerkt denjenigen, die bei ihm waren, absentiert», sind die Worte, mit denen am 26. Juli 1637 der städtische Schreiber seinen Fahndungsauf ruf einleiten wird.

Hierzulande möchten die Täufer leider als einzige allen Menschen ohne Zwang und Gefängnis kraft des eigenen, von Gott gegebenen Gewissens die Seligkeit gönnen, hat Heinrich Funk als junger Mann einen der Zürcher Täuferlehrer sagen hören. Über dreissig Jahre später wird man ihn, unterdessen selbst ein bekannter Prediger, in einem ärmlichen Bauernhaus im bernischen Emmental festnehmen, nach einundzwanzig Monaten Haft im Dezember 1670 an die Grenze geleiten, mit Ruten peitschen, mit dem Brenneisen kennzeichnen und für ewig aus dem Bernbiet ausweisen. Funk wird durch die

Freigrafschaft Burgund ins Elsass wandern, seinen alten Rossauer Freund Hans Ringger besuchen, der in der Nähe von Colmar ein grosses Bauerngut pachtet, und dann, nun zusammen mit seiner bernischen Frau Magdalena Witschi, einem Teil der gemeinsamen Kinder und hunderten von weiteren bernischen Glaubensflüchtlingen, in den süddeutschen Kraichgau weiterreisen, wo Gerüchten zufolge Verena Isler an der Seite eines ihrer ehemaligen Gesellen seit Jahren einen blühenden Landwirtschafts- und Webereibetrieb führt.

Lesehinweis: Hanspeter Jecker, Heinrich Funck – «der Mann, den sie gebrandmarkt haben», in: Urs B . Leu und Christian Scheidegger (Hg.), Die Zürcher Täufer 1525-1700 (Zürich: Theologischer Verlag, 2007), 275-313. – Daniel Gut arbeitet zurzeit an einem Roman mit dem Arbeitstitel «Funks Stille».

7

John Paul Lederach: Vom Konflikt zur Versöhnung

Frieder Boller

Als Student fand John Paul Lederach in den USA landesweit nur eine Handvoll Kurse zum Thema Friedensbildung. Mehr als 30 Jahre später bieten dort etwa 100 Colleges und Universitäten Ausbildungsprogramme in Konfliktlösung und Friedensbildung an. 22 Bücher hat er mittlerweile geschrieben und sie sind zu Standardwerken geworden für alle, die sich im Bereich Konflikttransformation aus- und weiterbilden. Seit über 30 Jahren engagiert er sich für Friedensbildung, Konflikttransformation und Versöhnung. Heute ist er Professor für International Peace Building an der Universität von Notre Dame, Indiana. Und international gefragt als Redner und Trainer, ebenso wie als Berater von Regierungsvertretern wie Oppositionsbewegungen in vom Krieg erschütterten Ländern.

Seine ersten Erfahrungen als Friedensarbeiter sammelte Lederach in den 1980er Jahren in Nicaragua, wo er der Kommunikationskanal zwischen den Oppositionsführern in Costa Rica und den führenden Sandinisten in Managua (Nicaragua) war. Seither hat er in vielen gewaltsauslösenden Konflikten mit rebellierenden Landbevölkerungsgruppen wie mit hohen Regierungsvertretern gearbeitet – in den Philippinen, Venezuela, Nepal sowie in West- und Ostafrika. In 25 Ländern trug er dazu bei, Kurse und Trainings in Friedensbildung aufzubauen und durchzuführen.

Sich um Frieden bemühen bedeutet für John Paul Lederach gleichzeitig, sich mit dem Wesen von Feindschaft auseinanderzusetzen. Und zu lernen, wie man mit und zwischen verfeindeten Menschen arbeitet und es schafft, deren Angst und Hass zu akzeptieren und damit umzugehen. Mehrfach wurde er mit dem Tod bedroht und überlebte körperliche Angriffe.

John Paul Lederach – selber ein Nachkomme von aus Bern und Zürich geflüchteten Täufern – wuchs in einer mennonitischen Familie und Gemeinde auf. Manche Ideen für seine Friedensarbeit kommen aus seiner christlichen Überzeugung und seiner Nachfolge Jesu. In der Bibel fand er eine ergiebige

Quelle und Motivation, sich um Frieden zu mühen, gerade auch weil sie beides zeigt: die ehrlichen Schreie der Menschen nach Rache und Vergeltung, aber auch den beharrlichen sanften Ruf Christi, dessen Leben und Dienst dazu auffordert, Feinde zu lieben.

Mit diesem Hintergrund und seiner Erfahrung als Mediator und Trainer von Friedensarbeitern entwickelte der promovierte Soziologe Lederach seinen Ansatz der Konflikttransformation. Er zielt nicht auf kurzfristige und kurzlebige Erfolge ab, sondern setzt an langfristig wirkenden Ursachen und Entwicklungen an. Jeder Konflikt wird untersucht unter dem Blickwinkel: Wie tragen wir den zerrissenen und zerstörten Beziehungen Rechnung, die dieser Konflikt hervorgebracht hat? Den hohen menschlichen Preis und das Leid zu ignorieren bewirkt, dass sich die tödliche Gewaltspirale weiterdreht.

Lederach geht es darum, einen Raum zu schaffen, in dem folgende Schritte möglich sind:

1. Ursachenforschung: Wo liegen die Wurzeln der Krise?
2. Krisenmanagement: Wie kann die unmittelbare Krise gemanagt werden?
3. Prävention: Wie kann einer Wiederkehr der Krise vorgebeugt werden?
4. Vision: Welche sozialen Strukturen und Beziehungen sind gewünscht?
5. Transformation: Wie gelangen wir von der Krise zur gewünschten Veränderung? Dieser langfristig angelegte Konflikttransformationsprozess zielt darauf ab, die zerbrochenen Beziehungen neu zu definieren und (wieder-)herzustellen.

Lederach weiss, dass mache Gruppen gewaltfreien Wegen skeptisch gegenüber stehen. Opfer können sehr frustriert sein, wenn die Täter nicht verantwortlich gemacht werden für ihre Taten. Und Rebellengruppen sind in der Regel überzeugt, dass sie sich nur mittels Gewalt legitimieren können. «Von den einen kannst du kritisiert werden als ‚zu nachsichtig mit den Gewaltbereiten‘. Und von jenen wirst du gerne kritisiert als ‚viel zu idealistisch‘», sagt Lederach. «Ja, es kann idealistisch sein, aber das Wichtigste, das wir als menschliche Gemeinschaft tun müssen, ist den Weg des Friedens zu bahnen.»

Lesehinweis: Lederach, John Paul, Building peace : sustainable reconciliation in divided societies, Washington, DC 1997. Ders., Vom Konflikt zur Versöhnung. Kühn träumen - pragmatisch handeln, Schwarzenfeld: Neufeld Verlag, 2016.

Eine Geschichte in Bild, Lied, Buch und Stein

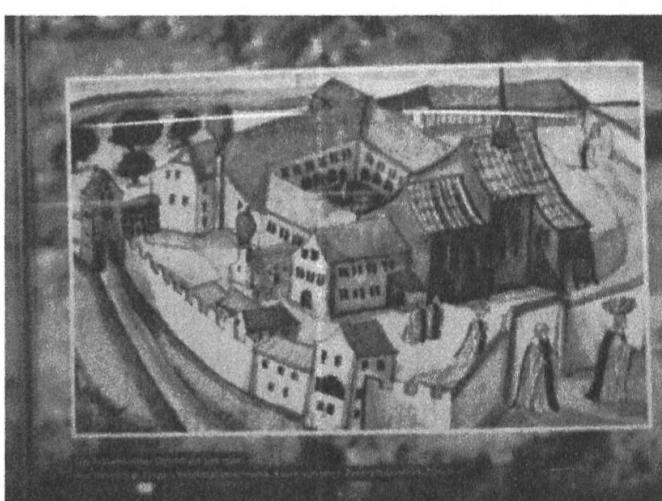
John Landis Ruth

1718

Ein Buch mit einem Bild von Katharina Müller, die wegen ihres täufischen Glaubens 1639 in der Stadt Zürich inhaftiert worden war, wurde 1717 von einem Einwanderer namens Henrich Funck in die Wälder von Pennsylvania gebracht.

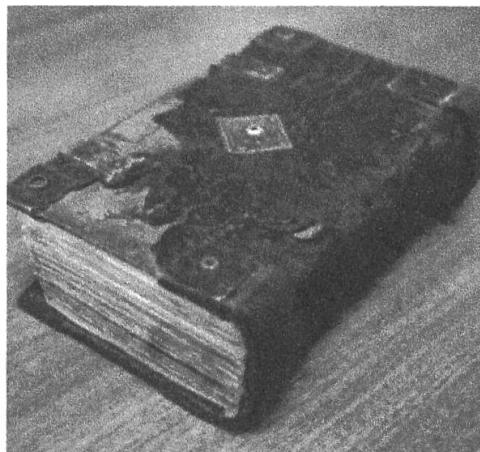


Henrichs Urgrossvater Heini Funck und Katharina Müller waren beide vom Knonauer Amt westlich von Zürich. Weil ihr Gewissen ihnen verunmöglichte, Säuglinge taufen zu lassen und den offiziellen Gottesdienst in der reformierten Kirche zu besuchen, wurden sie wegen ihres Glaubens in dem zu einem Gefängnis umfunktionierten früheren Ötenbach-Kloster inhaftiert.



Zwei ihrer Glaubensgeschwister, Hans Meili und Hans Landis, waren ebenfalls zusammen im Gefängnis. Anno 1614 wurde Hans Landis von den Zürcher Behörden als ein Täuferlehrer durch das Schwert gerichtet.

In der Folge rückten die täuferischen Geschwister bald schon ein Lied über Hans Landis in ihr im Verborgenen gedrucktes Liederbuch, den Ausbund, ein.



Das 132. Lied.

Ein schön neu geistlich Lied, von einem frommen Christen, Hans Landis, am Zürich-See, wie er zu Zürich gerichtet, und seinen Lauf ritterlich vollendet. Geschehen an St. Michaels Tag, in dem Jahr 1614.

In der Weis:
"Kommt her zu mir, spricht Gottes Sohn." (6)

1650 ca. «Heini» Funck, der Urgrossvater des «Amerikaners» Henrich (Henry) floh mit seiner Frau Madleni und ihrer jungen Familie auf einen abgelegenen Bauernhof im Emmental. Aber auch dort wurden er und Madleni inhaftiert. Er wurde auf seinem Rücken gebrandmarkt und ausgeschafft.



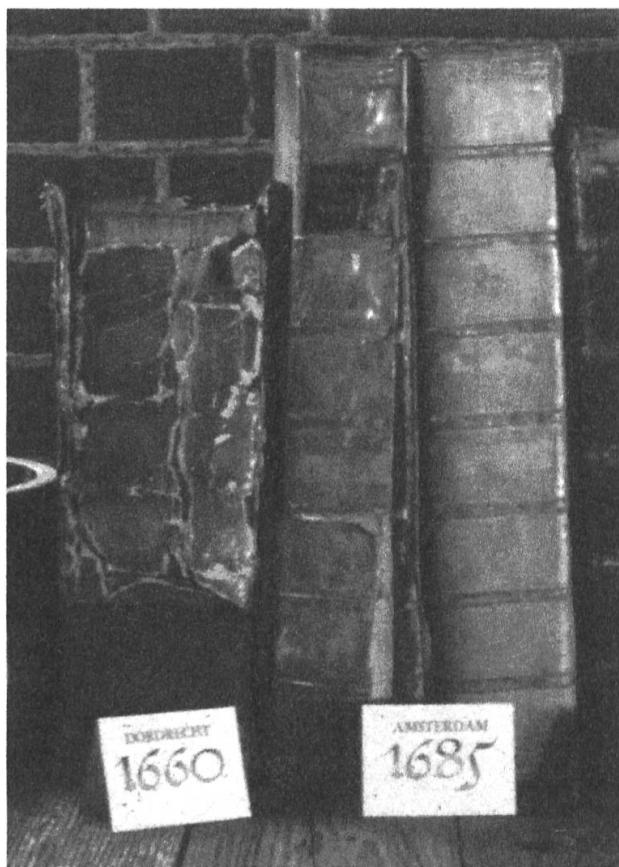
1671 Die heimatlos gewordene Familie Funck fand Zuflucht im Kraichgau südlich von Heidelberg, wo zuvor bereits andere Zürcher Täufer die Erlaubnis zum Wiederaufbau der im Krieg zerstörten Landschaft erhalten hatten.



- 1685 In der Zwischenzeit hatten wohlhabende Mennoniten in den Niederlanden gehört vom Schicksal ihrer täuferischen Glaubensgeschwister in der Schweiz.



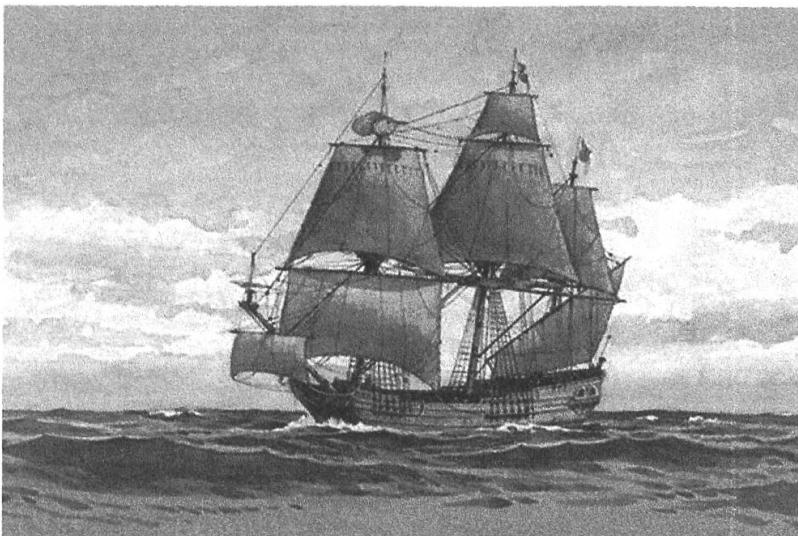
Sie hatten ein umfangreiches Buch publiziert über ihre eigenen früheren Verfolgungen, den «Märtyrer-Spiegel». Diesem Buch fügten sie nun weitere Geschichten an über das Ergehen der Täufer in der Schweiz, einschliesslich derjenigen von Katharina Müller und Hans Landis.



Die zweibändige Edition von 1685 beinhaltete mehr als 100 Kupferstiche, die von einem der besten Illustratoren der Niederlande verfertigt wurden. Die letzte zeigte die Gefangennahme von Katharina Müller.



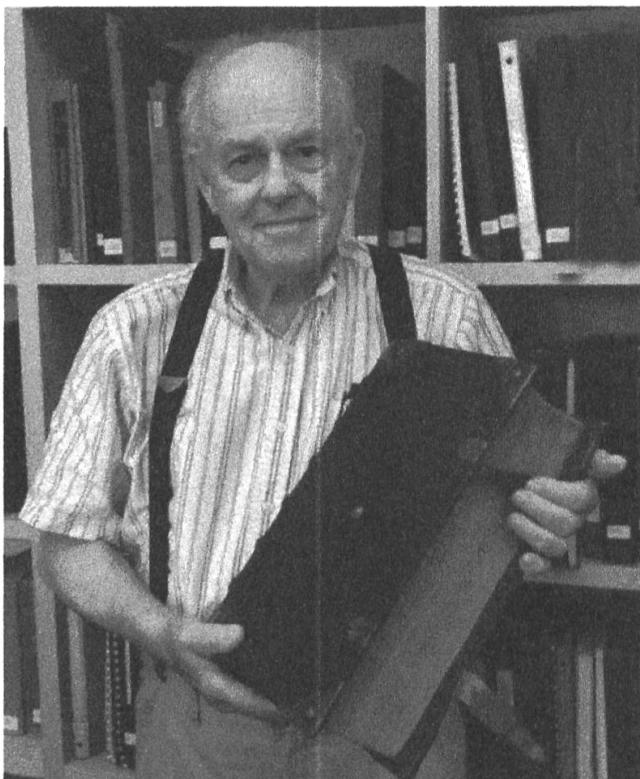
1717 Ein anderer täuferischer Flüchtling im Kraichgau, Bendicht Brechtbühl aus dem Emmental, bat die Niederländer um drei Kopien des Märtyrer-Spiegels. Beim Studieren des voluminösen Buches lernten er und der zukünftige Gemeindeleiter Henrich Funck gleich auch die niederländische Sprache. Später im Jahr 1717 packten die beiden zusammen mit mehreren Hundert weiteren Täufern mit Berner und Zürcher Abstammung ihre Habseligkeiten und reisten damit über den Atlantik.



- 1718-19 Henrich Funck – nachdem er wie Bendicht Brechtbühl als Gemeindediener bestätigt worden war – siedelte sich nun nördlich von Philadelphia an.
- 1728ff. Er wurde zu einem erfolgreichen Müller auf einer Mühle, die ein anderer Zürcher Immigrant, Jakob Sauder, für ihn erstellt hatte. Allerdings verdüsterten sich die rosigen Zukunftsperspektiven der Kolonisten, als die Angehörigen der First Nations («Indianer») im östlichen Pennsylvania immer mehr realisierten, dass ihnen kaum noch Lebensraum blieb. Sollte es zu einem Krieg kommen, so fragte sich Henrich, ob man den Mennoniten wohl erlauben werde, ihrem Gewissen zu folgen und die Waffen nicht zu ergreifen?

1742 Seine Antwort auf diese Frage bestand vorerst darin, dass er in Philadelphia einen Nachdruck ihres Gesangbuches, dem Ausbund, in die Wege leitete. Dieser Reprint enthielt nach dem Landis-Lied zwei weitere neue Lieder aus der jüngsten Verfolgungswelle der Täufer im Bernbiet. Gleichzeitig schrieben Henrich und Mitälteste in Eile an ihre Freunde in den Niederlanden und fragten, wie teuer wohl ein Druck des Märtyrer-Spiegels in deutscher Sprache und mit den Kupferstichen werden würde. Es sei angesichts der Kriegsgefahr wichtig, dass Kinder und Jugendliche in den Mennonitengemeinden in Pennsylvania mit den Geschichten aus dem Märtyrer-Spiegel bekannt würden.

1749 Nachdem in Pennsylvania ein Übersetzer und ein Drucker für den niederländischen Märtyrer-Spiegel gefunden waren, übernahm Henrich mit einem Freund die Aufgabe der Korrekturlesung. Daraus wurde schliesslich das grösste Buch, das bis dahin je in Amerika publiziert worden war – allerdings ohne die teuren Kupferstich-Illustrationen. Henrichs Exemplar hat bis heute überlebt.



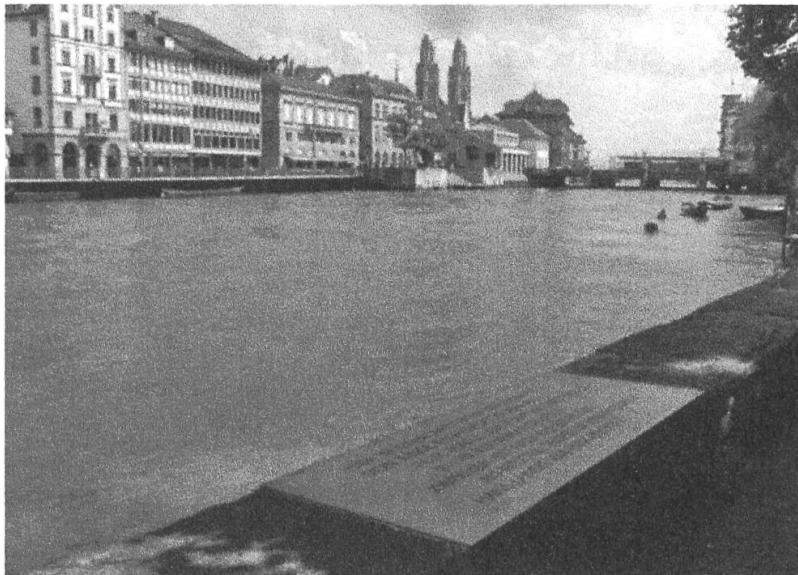
(Der Autor John Landis Ruth)

Die Geschichte des hohen Preises, den Katharina Müller und Hans Landis für ihren Glauben bezahlt haben, war nun gedruckt und für die Nachwelt erhalten. Aber das Ganze war noch nicht vorbei.

In einem Buch, das er selbst noch vor seinem Tod anno 1760 geschrieben hat, erinnerte Henrich Funck daran, dass die Verfolgung wehrloser Christen weiterging – vor allem und am längsten in der Schweiz:

in der Schweiz ist auch ohnlangt noch nicht am Ende gelegen

Das Lied von Hans Landis wird in Amerika bis heute noch gesungen. Und vier Jahrhunderte nach seinem Tod wird immer noch an seinen Tod erinnert mit einer Gedenktafel auf einer Steinplatte am Ufer der Limmat unweit der Stätte seiner Hinrichtung – blass einige Schritte entfernt vom Zürcher Hauptbahnhof.



(Aus dem Amerikanischen übersetzt und adaptiert von Hanspeter Jecker. Alle Abbildungen stammen vom Autor.)

Lesehinweis: Jacobus ten Doornkaat Koolman, «Zürich», in: Mennonitisches Lexikon 4 (1967), 625–640. Hanspeter Jecker, Heinrich Funck – «der Mann, den sie gebrandmarkt haben», in: Urs B . Leu und Christian Scheidegger (Hg.), Die Zürcher Täufer 1525–1700, Zürich 2007, 275–313.